

MICHAEL BEISTEINER
Dieser Fluss ist wild
(Die ersten Kapitel des unveröffentlichten Romans)

Ich möchte Literatur schreiben, die sich dem Alltäglichen widmet. Texte über normale Leute, deren versteckte Seiten. Überhaupt darüber, was uns begleitet, wir aber aus verschiedensten Gründen im Verborgenen lassen wollen. Mich beschäftigt, was wir sozusagen im Augenwinkel haben. Wovor wir fliehen, was wir gern aufschieben, was sich, aus gutem Grund vielleicht, uns entzieht. Wenn ich sage das Alltägliche, meine ich damit nicht nur vermeintliche Kleinigkeiten. Ich denke uns begleiten Tag für Tag die erstaunlichsten Dinge. Da lauert das Undenkbare, das Unfassbare, das Großartigste und das Schäbigste. Und natürlich auch all das, was sich in deren Nuancierungen ereignet. Wie alle künstlerisch Tätigen, Forschenden, kann ich kaum, oder nicht, über eine Annäherung an das Unsagbare, an das fühlbar Unfassbare hinauskommen. Aber hej! – was würde mich sonst am Ball halten?

An das Unbekannte

1. Teil

1

„Er ist gegangen. Mein Bruder! Futsch, tot.“

Ruben schlug mit der Faust auf die Motorhaube. Am Anfang glaubte ich noch, ich könnte ihm helfen.

„Hat’s geschafft, Teil des großen Unbekannten ist er geworden. Und ich geb einen Dreck auf jede Philosophie, die mir erklären will, er sei jetzt wer weiß wo und was.“

Ich wollte meinen Arm um ihn legen. Sein Handy piepte aber. Er holte es aus der Manteltasche und zerschmetterte es auf dem Supermarktparkplatz.

„Vielleicht sind unsere Seelen wirklich unsterblich“, sagte ich. Was Besseres war mir nicht eingefallen.

„Einfach nicht mehr da“, sagte er.

Sein Körper blieb so ruhig: „Nie wieder. Ich halt’s nicht aus.“

Ich suchte nach verdammten Worten. Ich wollte ihm keinen Mist erzählen.

„Als wäre die Hälfte der Welt weggebrochen. Als müsste ich auf einmal doppelt leben. Als halber Mensch.“

Ich konnte ihm nicht folgen. Ich hatte keinen Bruder. Nur eine Mutter.

„Diese Taubheit. Als wäre ich innen erblindet. Als säße ich in einem Boot und es dreht sich. Ich weiß nicht, wohin die Fahrt geht. Ich kann nicht eingreifen.“

Das war ein paar Wochen nach den Ferien. Jetzt war der Herbst da. Und mit ihm ein Schleier im Tageslicht.

Eine Weile saßen wir noch im Auto.

„Morgen ist Matheschularbeit“, sagte ich, weil ich das Schweigen nicht mehr ertrug.

Ruben stieg aus. Bevor er die Tür zuwarf, meinte er: „Und?“

Das L17-Schild löste sich von der Frontscheibe und fiel auf den Sitz. Er hatte keine 300 Meter bis nach Hause. Ich dachte, ich lasse ihn allein.

2

Zwei Tage darauf meinte Ruben nach Physik: „Ich weiß nicht, was mit mir passiert. Etwas verändert sich.“

„Wie?“

„Woher soll ich das wissen?“

Mädels aus der Nachbarklasse blickten ihn an. Je weiter er sich in sich zurückzog, umso mehr. Er nahm sie nicht wahr.

„Willi. Der kapiert überhaupt nix“, sagte er zu mir, „tut, als wär nix passiert. Wichser. Ich hab Lust mir den vorzuknöpfen. Außer selbstverliebt grinsen, kann er nichts.“

„Lass den. Der ist ein Idiot“, sagte ich ihm.

Doch nach der Turnstunde ging es los. Willi machte seine Klappe im falschen Moment auf: „Ruby! Alles klar bei dir?“

Ruben versteifte sich abrupt.

Willi wusste doch, dass Rubens Bruder gestorben war. Was machte er ihn da blöd an?

Die Stille hing wie zehn Tonnen von der Decke des Umkleieraums. Ruben streifte sich noch sein T-Shirt über. Wie ein verdammter Zug bewegte er sich auf Willi zu.

Ich stand nur da. Vielleicht wollte ich es sogar. Er rammte ihm seinen Kopf ins Brustbein. Willi riss die Augen auf. Er konnte kaum atmen. Ruben stieß ihm den Ellenbogen in die linke Wange. Willi fiel hinten über und schlug mit dem Kopf gegen die Holzbank. Verwirrt suchte er den Boden nach Halt ab.

„Vorsicht“, sagte Ruben und ging zu seinen Sachen zurück.

Als ein paar der Mädels ihn umdrehten, sahen wir, dass Blut aus Willis Lippe rann. Auf dem Linoleum hatte sich ein dunkles Pfützchen gebildet.

Unser Sportprof stürzte herein. Mit zwei, drei Blicken hatte er die Situation erfasst. Vor Willi kniend prüfte er, ob sein Kiefer ganz war. Ob er alle Zähne im Mund hatte. Er schickte mich nach einem nassen Handtuch. Als er es auf Willis Gesicht presste, meinte er: „Einen von euch sollte ich damit trocknen.“

„Ruben war das!“, rief Nuri, eine aus unserer Klasse.

Der Prof schüttelte den Kopf. Er nahm Willis Hand und drückte sie auf das Tuch: „Du fährst ins Krankenhaus“, sagte er zu ihm und deutete dann auf Ruben, „und du kommst mit mir in die Direktion! Von dort aus kannst du auch die Rettung und deine Eltern anrufen!“

„Die Rettung, haha!“, lachte Ruben.

Der Prof dirigierte ihn aus dem Umkleideraum. Im Stiegenhaus hörte man ihn: „Dein Mitschüler könnte eine Gehirnerschütterung haben. Glaubst du das ist ein Witz? Wir gehen da null Risiko ein.“

3

Das Seegrundstück gehörte der Bank, bei der meine Mutter arbeitete. Es war großzügig von denen, dass wir dort sein durften.

„Cola?“, fragte ich ihn, „Hab welche besorgt.“

„Gib schon her“, sagte Ruben, „dieses Herbstlicht ist so milchig, wie das im Frühjahr. Man kennt sich überhaupt nicht aus.“

Die Direktorin wollte ein Disziplinarverfahren gegen ihn einleiten. Es war ihm egal. Er klopfte mit den Fingern auf den Steg: „Wie kann er nicht mehr hier sein? Wie kann's der Welt völlig egal sein? Niemand interessiert's. Ein paar betroffene Blicke fängt man sich ein.“

„Mich interessiert's.“

„Ja? Ich rede nicht von dir.“

Das Wasser war glatt. Vor uns lag ein großer dunkelgrüner Spiegel. Ich wollte etwas sagen. Über das, was ich fühlte, war ich nicht sicher, ob es wirklich Trauer war.

„Das musst du dir vergegenwärtigen. Er wird nie wieder hier sein mit uns.“

Sein Oberkörper sank in sich zusammen. Ich stellte mir vor, wie wir aus der Vogelperspektive aussahen: Zwei Typen auf einem Steg, Wasser um sie herum. Zwischen ihnen ein halber Meter Platz. Ich war Ruben nahe, dabei spürte ich genau, dass er irgendwo in der Umgebung war. Ich wusste nicht, ob ich ihn dort allein lassen sollte. Ob ich ihn hierher, in den Augenblick, zurückholen sollte. Hier musste der Schmerz am allergrößten sein.

„Ich versteh's auch nicht“, sagte ich, „als wär's gestern gewesen, er saß neben uns und machte Witze.“

Ein Fisch verursachte ringförmige Wellen auf der Wasseroberfläche. Weil es danach ganz still blieb, fragte ich: „Was machst du am Wochenende?“

Ruben trank seine Dose aus und zerquetschte sie. Er schnitt sich damit in den Zeigefinger. Das Blut quoll immer schneller hervor. Es tropfte auf die Holzbretter. Sofort füllte es winzige Rillen.

„Ist nicht tief“, meinte er.

Er beugte sich vor und hielt die Wunde ins Wasser, wo das Blut auseinanderstob. Als er die Hand herauszog, sahen wir einen Schnitt von zwei Zentimetern.

Ich lief zum Seehaus, um ihm ein Tuch zu bringen. Auf dem Rückweg prägte sich mir dieses Bild ein: Ruben, allein auf dem Steg. Ein Insekt schwirrte im Licht über seinem Haar. Unter seinem ausgewaschenen Pullover trat die Wirbelsäule hervor.

„Hier.“ Ich reichte ihm ein kariertes Tuch.

„Meine Oma nennt es Schicksal. Es ist aber eine elende Scheiße.“

Seine Augen waren glasig, ihr Blau ganz hell.

Ich hockte mich neben ihn. Zwischen uns dieser halbe Meter Platz. Die Welt ging unerbittlich weiter, ohne die Möglichkeit einer Pause.

„In seiner scheid' Endgültigkeit ist der Tod echt perfekt. Deshalb ist er auch tot“, meinte Ruben.

4

Willi erzählte was von Mitschuld an dem Vorfall. Ich wusste nicht, ob aus Angst oder Mitgefühl. Die Lehrerkonferenz beschloss für Ruben einen zweiwöchigen Ausschluss vom Unterricht und sämtlichen Schulveranstaltungen. Zusätzlich wurde für ihn der Skikurs gestrichen. Sollte er noch einmal gewalttätig werden, würde er von der Schule verwiesen, hieß es.

Braune Blätter fielen von den Bäumen. Die roten hielten länger durch. Am Ende würden sie auch fallen. Die Luft wurde würzig und feucht. Ich fragte mich, ob Tote ähnlich rochen. Der Unterschied zwischen Bäumen und Menschen war, dass die einen nur scheinbar starben, die anderen aber wirklich nie wiederkehrten.

Einmal läutete ich zu Hause bei Ruben. Seine Mutter ließ mich rein. Sie war schön, hatte immer zurechtgemachte Locken. Auch jetzt, wo ihr älterer Sohn gestorben war. Sie trug Jeans und eine dunkelblaue Bluse, nichts Schwarzes.

Ruben spielte blur in seinem Zimmer. Ich bemerkte ein faustgroßes Loch in der Gipskartonwand hinter ihm. Eine Schachtel mit neuem Handy lag ungeöffnet auf dem Schreibtisch.

„Wie geht's der Hand?“

Wortlos hob er sie hoch. Sie war bläulich und geschwollen. Zum abheilenden Schnitt im Finger kamen aufgeschürfte Knöchel.

Bei der nächsten Runde stieg ich mit ein. Wir rasten über die Piste, ein drückendes Schweigen im Raum. Ruben gewann jedes Mal. Selbst mit der lädierten Hand.

„Ich leg mal Gummi auf den Asphalt.“

Sein Witz ließ ihn kurz grinsen. Wie ein Flackern. Hinterher wusste ich nicht: Hatte ich mir das eingebildet? So saßen wir eine Stunde vor der Kiste. Danach ging ich mit einem kümmerlichen: „Ciao.“

Auf der Treppe drehte ich noch mal um. Ich öffnete die Tür. Er saß immer noch in der gleichen Haltung dort.

„Gibt es irgendwas, das ich tun kann?“

Er bewegte sich nicht, sagte nur: „Wenn dein Bruder geht, ist das, als würdest du selbst gehen. Nein, dann stirbst du selbst. Und wenn das nicht stimmt, dann zumindest, dass ein Teil von dir stirbt. Das Einzige, was mich tröstet, ist, dass alles eines Tages verschwindet.“

Das ist die Gerechtigkeit.“

„Ich weiß nicht. Gerecht? Wo kann man da von Gerechtigkeit sprechen?“

„Ich kann's. Siehst du ja!“

„Es tut mir leid. Es ist einfach passiert.“

„Das sind zwei verschiedene Dinge. Schon klar, dass es dir leid tut. Und es ist einfach passiert. Gerecht ist es deswegen noch lange nicht.“

„Aber es kann keiner was dafür. Er war krank.“

„Unsere komplette Umwelt ist vergiftet. Unsere Lebensmittel. Die Luft. Der Boden. Da kann keiner was dafür? Er war zu sensibel für diesen Sumpf, den sie aus der Welt gemacht haben. Den Reichtums-Schwachsinn, für den sie alles ruinieren. Davon ist er krank geworden. Deshalb ist er gestorben.“

„Ich verstehe dich.“

Ich schluckte. Mein Hals wurde trocken. Eine Minute stand ich noch in der Tür. Ich brachte es nur schwer übers Herz, wegzugehen.

5

Zum ersten Mal seit der Bestattung fahren wir nach Wien. Unser gesamter Waggon blieb leer. Ich horchte nur auf die Schienen: das Tack-Tack, das sie verursachten, wenn die Eisenräder über Schnittstellen ratterten. Preschten wir ohne Halt durch einen kleineren Bahnhof, spürte ich Luftdruckwellen. Blickte ich durchs Fenster, bekam ich einen Eindruck von der Hilflosigkeit des Menschen, der mit elektrischem Licht der Dunkelheit beikommen wollte.

Das Eintreten ins schrill beleuchtete Gebäude des Hauptbahnhofs, das Eintauchen in seine Elektrizität, bedeutete jedes Mal das Aufgeben der Kontrolle über die Sinne. Die Reize verarbeiten zu wollen, war aussichtslos. Man lief davon, oder lieferte sich einem Ungetüm aus.

„Was spielt es heute in der Grellen Forelle?“, fragte Ruben in der U4, „hast du geschaut?“

„Irgendwas mit RnB, so was.“

Wir sahen seine Spiegelung in der Glasscheibe. Ich wusste nicht mehr, ob seine Wangenknochen schon immer so kantig waren. Gesichtsausdrücke blieben für mich in ihrer Offensichtlichkeit geheimnisvoll. Hinter dem Anschein konnte sich alles Mögliche abspielen. Wir tanzten nicht, wir bestellten Gin Tonic. Die Beats klatschten von einer Wand an die nächste. Das Licht schien ihnen zu folgen. Alles blieb eingefangen in diesem Würfel aus Beton.

„Sieh dir diese Locken an!“

Ich blickte auf die Tanzfläche. Ein Mädels warf ihr blondes Haar durch den Kunstnebel.

„Gehen wir einen kiffen?“, fragte Ruben.

Ich nahm meinen Becher und folgte ihm.

„Ziemlich kalt“, sagte ich draußen am Kai.

Er rollte was zusammen und meinte:

„Was gibt's drüben im Flex?“

„Raggatek, Psy Reggae, glaub ich.“

Als er anzündete, blickte ich mich um. Ich hoffte, dass keine Zivilbullen dort rumhingen. Jede Stimme, jedes Auflachen in unserer Nähe machte mich nervöser. Noch bevor der Spliff zu Ende war, fragte Ruben mich: „Hauen wir ab? Schauen wir noch bei Edi vorbei? Mich kotzt das hier an.“

Edi, das war Edis Cafe-Pub bei uns im Ort. Ich überlegte nicht lange, wollte Ruben einen Gefallen tun: „Klar. Kann losgehen. Gleich jetzt?“

Und dann, Minuten darauf, wir standen völlig ruhig auf der Rolltreppe zur U-Bahn: „Rechts stehen, Jungs! Auf der Rolltreppe steht man rechts! Schon mal gehört?“

Wir drehten uns um. Der Typ war um die 30. Im grauen Wollmantel, mit hochgeschlagenem Kragen. Weil wir nicht auf Anhieb Platz gemacht hatten, drängte er uns zur Seite. Eilig tippelte er abwärts. Seine Schuhe klapperten auf dem Aluminium. Ich war erleichtert.

Wir warteten auf unseren Zug. Vier Minuten standen auf der Anzeige.

Hinter einem dickeren Mann neben uns entdeckte ich den Typ. Er gaffte auf sein Smartphone.

„Dafür schubst du uns zur Seite“, fragte Ruben ihn, „und jetzt stehst du hier rum und glotzt in dein Telefon?“

„Was ist, Bubi?“, fragte er, ohne aufzublicken. Seine Stimme wirkte sicher.

Ruben machte zwei Schritte auf ihn zu. Mit einer pfeilschnellen Bewegung schlug er ihm das Telefon aus der Hand. Er stieß ihn gegen eine der Plastikbänke. Mit der Faust verpasste er ihm eine auf sein Ohr.

„Hör auf, Idiot!“, brüllte der Typ.

Sein Handy war runter zu den Geleisen gerutscht. Er lag halb auf der Bank. Ruben bohrte ihm ein Knie in die Seite.

„Hör auf! Idiot du!“, schrie er nochmal.

Plötzlich realisierte ich es, wie auf Knopfdruck. Ich konnte Ruben von ihm wegreißen, aber da verpasste er ihm noch einen Tritt. Ich sah nicht genau, wohin. Hinterher weinte der Typ. Wir begannen zu rennen. Die Leute auf dem Bahnsteig waren wie gelähmt. Keiner stellte sich uns in den Weg.

„Stehen bleiben! Hej!“, hörte ich weit hinter uns einen rufen.

Ich rempelte einen Mann zur Seite, der nicht sicher war, ob er sich uns in den Weg stellen sollte. Wir schafften es aus der Station und liefen über die Straßenbahnschienen, rein in den 1. Bezirk. Bald schlugen wir einen willkürlichen Zick-Zack-Kurs ein. Erst hinter der zehnten Ecke verschnauften wir. Sekunden später hörten wir Sirenen. Wir wussten nicht, wem sie galten. Ob es Polizei oder Rettung war. Als wir den Stephansplatz vorsichtig überquerten, gingen wir in der Gleichgültigkeit der Menge unter.

In der Gegend des Naschmarkts stiegen wir in ein Taxi. Ich zitterte immer noch wie verrückt. Mir wurde kalt. Und Ruben starrte nur auf seine Fäuste, die zugekniffenen Augen nicht mehr als dunkle Schlitze.

6

Ich schaltete kein Licht ein und setzte mich auf mein Bett. Innen hatte mich ein Sog von Leere ergriffen, den ich noch nicht gekannt hatte. Auch wenn mir tausend Leute erklären, eine Farbe sei kein Gefühl, hatte es sich genauso angefühlt: grau. Das war das erste Mal, dass ich eine Faust auf ein Gesicht einschlagen sah. Es passierte fast ohne Geräusch. Die Zeit flirrt, eine Art verwaschener Strudel tut sich auf und zieht dich fort. Etwas, dem nicht zu entkommen ist. Weil man es um zwei Hundertstelsekunden zu spät bemerkt.

Niemand sollte es erfahren. Ich dachte an die Kameras in der Station. Die Chance erwischt zu werden, war nicht groß. Angst hatte ich trotzdem. Ruben fiel mir ein, ich hoffte, dass er zu Hause in seinem Zimmer war. War er geschockt, wie ich? Hatte er dazu eine Regung? Ich wusste es nicht. Nicht mehr, seitdem sein Bruder tot war. Meine Mutter hatte mir erklärt, Trauer sei Schwerstarbeit. Auf mich wirkte sie wie eine absolute Isolation. Als sei Ruben in einer Kapsel eingeschlossen. Als würde er sich darin von nichts als Wut ernähren. Sie ausdünsten, wieder einatmen.

Ich schlief nicht. Ein Sonntagmorgen dämmerte herauf, bläulich und klamm. Als meine Mutter die Tür einen Spalt öffnete, um nachzusehen, ob ich in meinem Bett lag, erzählte ich ihr: „Bin in den Klamotten eingeschlafen.“

Sie gähnte und ließ mich allein.

Die Blätter vor meinem Fenster wackelten im Wind. Etwas später fielen große Regentropfen. Eine Windböe drückte gegen die Scheibe. Sie knisterte, hinterher glitten klare Wasserfäden an ihr hinab. Bald fiel ein Platzregen auf unseren farblosen Rasen.

Beim Kaffee wollte meine Mutter wissen: „Wo warst du gestern? Und noch viel wichtiger: mit wem? War's schön?“

Ich sah sie an. Sie war in ihren rosa Bademantel gewickelt.

„Bei Edi, mit Ruben“, sagte ich.

„Ah, Ruben. Wie geht es ihm?“

„Es geht.“

Sie kam näher, strich durch meine Haare, atmete durch die Nase ein: „Es tut mir sehr leid für ihn. Sein Bruder war so ein witziger Kerl. Ein bisschen verrückt vielleicht. Aber wirklich liebenswert.“

Ich blickte auf die Milchsclieren in meiner Trinkschale.

„Das Sterben gehört einfach zum Leben dazu“, sagte meine Mutter und schlenderte zum Kühlschrank.

Ich war nicht sicher, ob das stimmte: „Was hat das Leben mit dem Tod zu schaffen? Alles was lebt, lebt. Was tot ist, ist tot. Ich glaub, die beiden sollten getrennte Wege gehen.“

Sie lächelte ein bisschen und goss Milch in eine Schüssel. Sie meinte: „Schau mal, dort hinten dürfte es später aufklaren.“

Wir blickten aus dem Küchenfenster. Weit hinten am Horizont war ein heller Fleck.

7

Ruben wischte über die Scheibe, bevor er einstieg. Der Regen hatte aufgehört, doch es blieb ein stark bewölkter Tag.

„Wohin geht die Fahrt?“ Er fragte beschwingt. Seine Laune schien sich gebessert zu haben.

„Weiß nicht.“

Mit ihm kam zurück, was in der Nacht geschehen war. Die Geräusche. Auch den abgestandenen Geruch des U-Bahn-Schachts hatte ich auf einmal in der Nase.

Ruben überlegte: „Bowling? Cineplex?“

Ich startete und fuhr aus seiner Gasse.

Im Radio wurde nichts als gequatscht. Ich wechselte auf USB: The Flaming Stars, The Six John Peel Sessions. Ich drehte lauter: Kiss tomorrow goodbye. You know that you can't win! Just kiss tomorrow goodbye! Ich stellte auf lautlos.

„Warum?“, fragte Ruben, „die sind doch okay!“

Ich sagte nichts. Ich wusste nicht, was.

„Was ist? Warum blubberst du nichts?“

„Was, warum? Gestern Nacht?“

Mir fehlte dazu der bescheuerte Durchblick.

„Sicher, war nicht nötig. Oder? Aber blöde Arschlöcher, wie der, gehen mir auf die Socke. Sind mir einfach zuwider.“

Ich musste mich auf die Straße konzentrieren. Es kostete mich Mut das zu sagen: „Mann. Ich weiß auch nicht, ob es Arschlöcher gibt, die Prügel verdienen. Bestimmt. Ob der so jemand war, weiß ich nicht. Ich mach mir irgendwie Gedanken.“

„Um mich? Das ist ja nett. Mach dir keine. Ich komm schon klar. Ist halt scheiß hart zurzeit.“

Es purzelte einfach aus mir heraus: „Das Leben kann gut sein. Ich weiß, egal was passiert, und, ich weiß, dein Bruder ist gestorben. Aber es kann immer noch gut sein. Trotzdem. In jedem mistigen Winkel hockt auch was Gutes. Wir selber müssen letzten Endes ja auch mal sterben.“

Das war nun mal meine Überzeugung. Ich hatte sie noch nie ausgesprochen.

Als ich das Auto abspernte, stand Ruben mit dem Rücken zu mir. In seinem schwarzen Mantel. Beide blickten wir in einen schwer wirkenden, weißgrauen Himmel.

„Denkst du echt, ich weiß nicht, dass es gut sein kann? Im Kern. Oder zumindest sollte?“, fragte er mich.

Ich schaute auf sein dunkles Haar.

„Keine Ahnung. Weißt du es?“

„Ich krieg's einfach nicht hin zurzeit. Es ist da, schwebt direkt vor mir. Ich gelang nur nicht hin. Wie weit ich meine Hand auch ausstrecke, ich erwisch es nicht. Wie einer dieser scheiß griechischen Götter.“

Am anderen Ende des Parkplatzes ließ jemand Reifen quietschen. Nur jeder zweite oder dritte Sonntag in meinem Leben wollte normal

ablaufen. Dieser blieb eigenartig hohl. Oder von einem Inhalt, den ich nicht verstand, oder auch nur nicht fassen konnte, oder wollte. „Gehen wir rein?“, fragte ich.

MICHAEL BEISTEINER, geboren 1977, lebt als freier Autor in Wien und Serbien, wo er auch einen Bauernhof betreibt. Er studierte Philosophie und bereiste einige Teile der Welt. Zehn Jahre lang war er Sänger und Texter einer Hardcore-Punkband. Eigenständige Veröffentlichungen: *Das Leben, der Tod, ein Tanz, Lyrik*. Edition Garamond, Wien, 1998; *Verteilt im Traum*, Lyrik. Edition Garamond, Wien, 2000; *Die kreisrunde Reise des Ika Wendou*, Kinderroman. Ibera, Wien 2015; *zwischenlandungen*, Lyrik, Arovell, Wien 2018; *Der Tomatenrebell*, Kinderbuch. Verlag wortweit, Wien 2020.